

*Daniel Weber*

# **Tunnel**



Daniel Weber, geboren 1993 in Wien, studiert Austrian Studies an der Universität Wien und ist diplomierter Schauspieler. Als leidenschaftlicher Autor bewegt er sich hauptsächlich im Genre der Phantastik und ist außerdem der Lyrik sehr zugetan. Seit 2016 veröffentlicht er regelmäßig. Seine Roman-Reihe *Phillipsdorf - Bezirk des Wahnsinns* erscheint seit 2023 im BLITZ-Verlag. Er hat außerdem zur *Schattenchronik* des Verlags bereits drei Romane beige-steuert. Weber lebt und schreibt in Wien und Wolkersdorf (Niederösterreich). [www.weberdaniel.at](http://www.weberdaniel.at)

**Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen und ist nur unter [www.BLITZ-Verlag.de](http://www.BLITZ-Verlag.de) versandkostenfrei erhältlich.**

**In unserem Shop ist dieser Roman auch als E-Book lieferbar.**

**Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt. Alle E-Books und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.**

© 2026 BLITZ-Verlag

Redaktion: Danny Winter

Titelbild: Mario Heyer

Umschlaggestaltung: Mario Heyer u.V. der KI Software Midjourney

Logo: Mark Freier

Vignette: Jörg Kleudgen

Satz: Gero Reimer

Gedruckt in der EU

Alle Rechte vorbehalten

ISBN: 978-3-68984-777-7

*Für Florian Reszner.  
Weil Träume wahr werden können.*



[Rauschen. Start der Aufzeichnung.]

Die Tunnel ... Die Tunnel ... Die Tunnel ...

*Herr Dörfler. Hören Sie mich?*

Die Tunnel ... Gehen Sie nicht ... in die Tunnel ...

*Herr Dörfler! Ich habe Sie etwas gefragt. Antworten Sie, ansonsten muss ich die Dosis des Medikaments erhöhen und das wäre ... nicht optimal in Ihrem Zustand.*

Die Tunnel ... Ich ... Ich höre Sie. Der ... Anfall geht vorüber.

*Gut. Bitte erzählen Sie alles von Anfang an.*

Das habe ich doch schon. Sie müssen die U-Bahn-Strecke zuschütten.

*Das haben Sie bereits mehrmals gesagt. Ich weiß, dass Sie Ihre Geschichte den Behörden erzählt haben. Ich habe Sie aber noch nicht gehört. Ich möchte Sie von Ihnen hören. Sie wären mir eine große Hilfe.*

Wenn ... Wenn es sein muss ... Aber nur, wenn Sie mir etwas versprechen. Das haben die anderen nämlich nicht getan.

*Was brauchen Sie, Herr Dörfler?*

Versprechen Sie mir, dass Sie die U-Bahn-Strecke zuschütten. Sie ... Sie sind Wissenschaftler, oder? Wegen des weißen Kittels. Ich flehe Sie an, suchen Sie nicht danach wie in den Filmen. Schütten Sie die Strecke einfach zu, damit nie wieder jemand in ... in die Tunnel gelangt.

*Ich sehe, Herr Dörfler, es ist Ihnen ernst. Sie haben mein Wort. Es liegt zwar nicht gänzlich in meiner Macht, aber ich werde Ihrer Stimme Gewicht verleihen.*

Ich danke Ihnen.

*Fangen Sie bitte an. Von vorne. Lassen Sie nichts aus, so schrecklich es auch sein sollte. Sie können immer eine Pause verlangen.*

Wird nicht nötig sein. Ich habe es oft erzählt ... Manchmal denke ich, dass es ein anderer erlebt hat. Wie ein Film, den man so oft gesehen hat, dass man mitsprechen kann ... Die Tunnel ...



Wir saßen in der U-Bahn-Linie 2. Wir waren zwölf Passagiere in unserem Waggon. Das kam mir komisch vor, denn die anderen waren um diese Nachtstunde relativ voll.

Ich möchte zuerst erzählen, wer alles mit mir in dem Waggon gesessen ist. Das macht es mir leichter, denke ich. Wir machten uns erst später miteinander bekannt, aber als ich es zum ersten Mal erzählt habe, waren die Beamten wegen der verschiedenen Namen verwirrt.

Also.

Ich war unterwegs mit meiner Verlobten, Elena, und ihren Eltern, Gertrude und Franz. Wir kamen von einem Praterbesuch. Elenas Eltern wollten bei uns übernachten, da wir am nächsten Tag gemeinsam ins Museum gehen wollten. Es war mein Geburtstag, müssen Sie wissen, mein sechszwanzigster Geburtstag.

Neben uns saß ein Afrikaner mit seinem Sohn, sie hießen Paul und Benny. Paul sprach Deutsch ohne irgendeinen Akzent. Sein Sohn war ein aufgeweckter Junge. Ich glaube, im Waggon zeigte Paul ihm Bilder aus einem Buch über Tiere, und Benny benannte jedes mit einem Lachen. Er kann keine vier Jahre alt gewesen sein.

Weiter vorne saß eine Mutter mit ihrer vierzehnjährigen Tochter. Ingrid und Tanja. Tanja war sichtlich mitten in der Pubertät und würdigte Ingrid keines Blickes. Sie dürften irgendeinen Streit gehabt haben im Vorfeld. Es ging um einen Push-up-BH, den sich das Mädchen kaufen wollte, aber nicht durfte, soviel ich mitbekommen hatte.

Direkt bei einem der Ausgänge hielt sich ein Anzugträger an der Haltestange fest. Ein eher breitschultriger Chef-Typus mit Vollbart. Sein Name war Norbert Obermann. Er erinnerte mich an einen ehemaligen Chef von mir. Sie wissen schon, affektiertes Auftreten. *Die Arbeit muss Spaß machen und der Mittelpunkt des Lebens sein* und so ein Schwachsinn. Und er selbst ist natürlich der beste Freund seiner Untergebenen und der tollste Mensch auf dem Erdboden.

Nahe bei ihm kauerte eine alte Frau mit Stock auf einem der Vorzugsplätze. Josefine Jedlicka. Sie war das Klischee der alten Vettel: Bucklig, faltig, grimmig dreinschauend, aber sehr herzlich, wenn man sie einmal kennengelernt hatte. Josefine war ein Nachkriegskind, zäh, nicht leicht unterzukriegen. Darum hat sie dann wahrscheinlich auch so lange durchgehalten.

Beim Schottentor stiegen zwei Streifenpolizisten zu. Ein Mann und eine Frau in Uniform, mit Pistolenholstern an der Hüfte und Funkgeräten an der Brust. Er hieß Ludwig Klaus, wobei ich mir jetzt nicht mehr sicher bin, was sein Vor- und was davon sein Nachname war. Sie hieß Nadja Leitner, war blond und einen Kopf kleiner als ihr Partner. Mit strengen Blicken haben sie jeden im Waggon gemustert. Ich mag diese Polizistenblicke nicht, die jeden einer Straftat zu verdächtigen scheinen. Aber sie stellten sich als ganz korrekte Typen heraus.

Das waren alle in unserem Waggon. Zwölf insgesamt, wenn ich mich nicht verzählt habe.

Die Türen gingen wieder zu, mit diesem nervtötenden Piepsen und dem vorweihnachtlichen roten Warnlicht. Dann ratterte die U-Bahn los. Die Strecke vom Schottentor zum Rathaus kommt mir immer besonders lange vor. Kennen Sie die? Klar, wenn Sie aus Wien sind, müssen Sie sie fast kennen.

Ich weiß beim besten Willen nicht mehr zu sagen, worüber ich mit Elena und ihren Eltern sprach. Wir lachten viel. Ich hielt noch die Zielscheibe vom Scharfschützenstand in der Hand, vier von fünf Mal ins Schwarze. Elena trug einen Plüsch-Ironman, den ich aus einem dieser Automaten herausgefischt hatte, die einem ja eigentlich nur die Euromünzen aus den Taschen luchschen. Aber ich hatte schon immer ein Händchen für diese Greifarm-Abzocker-Dinger.

Ich kann auch nicht mehr sagen, ob das grelle Blitzen vor oder nach oder während Bennys schrillum Auflachen anfang. Zuerst hielten es alle noch für ein gewöhnliches Vorkommnis beim U-Bahn-Fahren. Beziehungsweise nimmt man eine spontane Veränderung ja nicht immer gleich wahr.

Erst als Tanja zu kreischen begann, fühlte ich, dass etwas nicht in Ordnung sein konnte.

Ich sah auf. Die U-Bahn ruckelte ungeheuerlich. Das Blitzen kam von draußen und war einem Discolicht ähnlich; es strahlte kaltweiß. Es blendete. Das, fand ich in diesem Moment, konnte keinen Aufschrei des Mädchens rechtfertigen, also sah ich mich um.

In den alten Waggons gibt es ja Fenster, durch die man in die Waggons hinten und vorne blicken kann. Na ja, durch diese Fenster war nur Schwärze zu sehen, wenn das Blitzlicht nachließ. Es war, als hätten wir uns von dem restlichen Zug abgesondert. Ins Nichts.

„Verdammte Scheiße! Was ist denn das?“, bellte Herr Obermann.

Die alte Josefine klammerte sich an ihrem Sitzplatz fest und fluchte ebenfalls.

Jetzt bemerkte auch Benny, dass irgendetwas falsch lief, und heulte los. Sein Vater nahm ihn in die Arme. Das Bilderbuch mit den Tieren fiel zu Boden und schlitterte durch den Gang, als der Waggon einen weiteren Schlenker machte.

„Michael! Was ist da los?“ Elena griff meinen Arm.

„Keine Ahnung.“ Ich stand auf.

„Bleib sitzen.“ Franz zog mich wieder auf den Platz. „Halt dich fest. Nicht, dass du dir den Schädel auseinanderhaust, wenn das Ding abrupt stehen bleibt und ...“

Weiter kam er nicht. Plötzlich drehte sich alles. Oder nein, besser gesagt, wir drehten uns alle auf den Kopf. Ich wurde vom Sitz gerissen und sah noch, wie die Waggondecke auf mich zuraste. Mein einziger Gedanke war: *Jetzt brech ich mir das Genick.* Aber nein. Kurz vor dem Aufprall wurde ich ohnmächtig.



Ich schlug die Augen auf. Das Erste, was mir auffiel, war der Geruch: Eine Mischung aus Kanalisation, öffentlicher Toilette und Desinfektionsmittel. Es war scharf und ekelhaft in der Nase. Meine Augen brannten. Ich blickte auf eine gräulich weiße Decke, von irgendwo kam unstetes Licht; es pulsierte schwach und unregelmäßig, war aber hell genug, um die Umgebung und alle anderen deutlich ausmachen zu können.

Ich war einer der Ersten, die zu sich kamen. Elena lag dicht neben mir. Ich beugte mich zu ihr, untersuchte ihren Körper – ich war Rettungssanitäter im Zuge meines Zivildienstes gewesen – und stellte keine äußeren Verletzungen fest. Ihr Brustkorb hob und senkte sich gleichmäßig. Sie atmete ruhig.

Auch ihre Eltern waren nahebei. Ein bisschen verrenkt lagen sie da, aber nicht so, dass ich einen Knochenbruch bei ihnen befürchtet hätte.

Irgendwo stöhnte eine Männerstimme. Nicht weit von mir, an einer weiß-grauen Wand, regte sich der Anzugträger Norbert Obermann. Ich kümmerte mich nicht weiter um ihn. Ich sage immer, wer dermaßen flucht, kann keine schlimmen Verletzungen haben.

Sachte erhob ich mich. Mir war schwindlig und es kam mir vor, als schwanke ich an Deck eines Schiffes. Die Luft schien zu dick, der Gestank nach Desinfektionsmittel und Fäkalien machte das Atmen schwer.

Ich drehte mich einmal um die eigene Achse. Zum Glück – wenn ich von Glück spreche, dann nur in einem relati-

ven Sinn – war ich noch zu benommen von meinem Sturz gegen die Zugdecke vor keine Ahnung wie langer Zeit, sodass ich alles mit einer gewissen ungläubigen Neutralität in mich aufnehmen konnte. Andernfalls wäre ich vielleicht bereits in diesem Moment wahnsinnig geworden.

Alle zwölf lagen wir in einem breiten Gang, grau-weiße Wände und Decke und Boden, scheinbar blank poliert und trotzdem irgendwie nicht sauber. Keine Lüftungsschächte waren zu sehen, auch keine Lampen. Aber das unstete Licht, das einmal Grün- dann wieder Blaustiche annahm, erfüllte den ganzen Raum. Soweit ich sehen konnte, erstreckte sich der Gang vor und hinter mir bis über Sichtweite hinaus. Zwei genauso breite Seitenwege gingen von ihm ab. Irgendetwas sagte mir, dass dies nicht die einzigen wären.

Obgleich die Flüche Herrn Obermanns nur vage in mein Bewusstsein drangen, hörte ich das Stöhnen der alten Frau sehr deutlich. Josefine Jedlicka regte sich jenseits der Mutter und ihrer Tochter.

Ich verlor keine Zeit und hastete zu ihr, wobei ich beim ersten Schritt beinahe gestürzt wäre. Mein Gleichgewichtssinn war angeschlagen.

„Alles in Ordnung mit Ihnen?“ Ich hockte mich neben sie und blickte ihr in die trüben Augen.

„Was ... Was ist passiert?“, fragte sie kräczend.

„Ich weiß es nicht. Das ist jetzt auch nicht wichtig. Tut Ihnen irgendetwas weh? Haben Sie Schmerzen?“ Ich legte meine Hand auf ihre Schulter, um sie davon

abzuhalten, sich aufzurichten. Das ist so eine Sache, die man sogar im Erste-Hilfe-Kurs lernt, dass Verletzte nach einem Autounfall oder so sich nicht bewegen sollten, weil mögliche Wirbelsäulenverletzungen vorliegen könnten. Vollkommen unnütz in dieser Situation.

Josefine schüttelte den Kopf. „Nur die Hüfte, aber die tut dauernd weh. Und die Gelenke, bei denen ist es das Gleiche. Helfen Sie mir auf, Jüngelchen, wenn Sie so lieb wären. Selbst ohne Oberschenkelhalsbruch ist es einer über Achtzigjährigen nicht mehr vergönnt, ohne Hilfe auf die Beine kommen zu können.“ Sie packte mich an den Armen. „Haben Sie meinen Stock gesehen?“

Ich half ihr auf – man will nicht glauben, wie schwer so alte Knochengestelle sein können – und blickte mich währenddessen nach dem gesuchten Gegenstand um. Er lag nahe an einer Wand. „Können Sie kurz ohne Stütze stehen? Ich hole ihn.“

Als ich den Stock aufhob, berührte ich mit der Hand die Wand. Zum ersten Mal spürte ich das Material, aus dem sie bestand. Es war nicht hart und nicht weich, aber massiv. Rutschig, aber nicht feucht oder schleimig. Der Geruch nach Fäkalien und Kanalisation war hier stärker. Ging er von den Wänden aus?

„Danke. Ohne meinen Hausfreund komme ich nicht weit.“ Josefine lächelte, rümpfte aber dann die Nase. „Was stinkt denn hier so bestialisch, Himmelherrgott?“

Ich wollte bereits etwas sagen, aber Herr Obermann fuhr mir dazwischen. Er lehnte an der seltsam beschaffe-

nen Wand und zündete sich einen Zigarillo an. Äußerlich schien er ruhig, doch in den Augen sah ich ein innerliches Brodeln, das mir nicht gefallen wollte. „Mit Gott hat diese Scheiße hier vermutlich wenig zu tun. Was ist passiert, verdammt?“ Vanillegeruch, vermischt mit Tabakaroma, breitete sich von ihm aus. Eine angenehme Note in dieser ansonsten verseuchten Luft.

Ich zuckte die Achseln.

Nach und nach regten sich die anderen. Meine Verlobte kam ein paar Augenblicke vor ihren Eltern zu Bewusstsein. Ich half ihr auf die Beine und musste ihre Fragen genauso unzureichend beantworten wie die Josefines zuvor. Nur mit dem Unterschied, dass ich vor den Wänden warnte, da in ihrer Nähe der Gestank schärfer war.

Franz und Gertrude versicherten sich, dass bei uns beiden alles in Ordnung war, und halfen dann jeweils Ingrid mit ihrer Tochter und Paul mit seinem Sohn. Die Kinder sowie die Eltern waren ebenfalls unverletzt. Alle waren desorientiert, verwundert, nervös. Paul murmelte halblaut ein Gebet, während Ingrid sich an die Schultern ihrer Tochter Tanja klammerte.

Die beiden Kinder, vor allem der kleine Benny, schienen nicht wirklich zu verstehen, was abging. Tanja beschwerte sich bockig über den Gestank und verlangte, sofort nach Hause zu gehen, verstummte aber, als sich Verständnis in ihrem Blick ausbreitete. Benny stand einfach großäugig neben seinem Vater.